

UNGEWOHNTER ANBLICK

Der Fotograf Wolfgang Fuhrmannek
bannte den »Fürsten vom Glauberg«
einmal anders aufs Bild: von hinten.

TITEL DIE KELTEN

Religion der Druiden	S. 20
Burgen der frühen Kelten	S. 28
Fast schon eine Hochkultur	S. 33
Kriegerische Barbaren	S. 34
Caesars Krieg in Gallien	S. 36

Mistelkult und Jenseitswelt

Von Martin Kuckenburg

In einem Staat waren sie nie geeint. Doch das große Volk der Kelten hatte gemeinsame religiöse Vorstellungen, die – den gallischen Barden sei Dank – bis in unsere Zeiten überdauerten.

Ein einsamer Eichenhain irgendwo in Gallien um 100 v. Chr. Ein Priester in weißem Gewand bewegt sich gemessenen Schritts durch den Wald. Es ist der sechste Tag nach dem Neumond im neuen Jahr – Zeit, die heilige Mistel zu ernten. Am Fuß einer alten Eiche werden zwei weiße Stiere mit bekränzten Hörnern herbeigeführt. Dann besteigt der Druiden den Baum und schneidet mit einer vergoldeten Sichel im Geäst eine Mistel ab. Helfer fangen die

heilige Pflanze in einem weißen Tuch auf. Nach keltischem Glauben verleiht sie Fruchtbarkeit und ist ein Heilmittel gegen alle Gifte. Feierlich werden dann die Stiere geschlachtet und der Druiden bittet den Gott um seinen Segen.

So etwa vollzog sich das einzige im Detail überlieferte Kultritual der antiken Kelten. Der römische Schriftsteller Plinius der Ältere hat es im 1. Jahrhundert n. Chr. in seiner »Naturalis Historia« beschrieben. Weithin bekannt wur-

de die Mistelernte aber erst durch den Druiden Miraculix, der mit der Pflanze einen Zaubersantus zubereitete, welcher Asterix und Obelix übermenschliche Kräfte verlieh.

Mit dem Tieropfer und Gebet war die Zeremonie im Kern ein religiöser Akt. Aber auch medizinische Aspekte – die Heilkraft der Mistel – und kalendrische Elemente – Mondkalender und Erntedatum – spielten eine wichtige Rolle. Damit war das gallische Ritual ►



DANK DER ABENTEUER

von Asterix und Obelix weiß jedes Kind, dass die gallischen Druiden von großer Wichtigkeit waren. Mit ihren goldenen Sicheln waren sie auch fürs Mistelschneiden zuständig.

► ähnlich vielschichtig wie die übrige Geisteswelt der antiken Kelten.

Kaum etwas folgte bei diesem geheimnisvollen Volk rationalen Regeln. Das Leben war vielmehr vom Glauben an die Existenz göttlicher Mächte und deren Einfluss auf das Dasein der Menschen geprägt. Hinter der diesseitigen, irdischen Welt sahen die Kelten immer eine parallele Jenseitswelt – und das macht ihre Kultur, die wir, abgesehen von einigen bruchstückhaften Beschreibungen griechischer und römischer Autoren, fast ausschließlich aus archäologischen Funden zusammenpuzzeln müssen, so ungeheuer faszinierend.

Zu ihren wichtigsten Überresten gehören die frühkeltischen Fürstengräber aus der Zeit der Heuneburg (um 600–450 v. Chr.). Diese Ruhestätten waren mit bis zu 13 Meter hohen Erdhügeln bedeckt und enthielten kostbare Grabbeigaben, die vom lebhaften Glauben an ein Weiterleben im Jenseits zeugen. Andere Funde be-

legen einen Ahnen- und Heroenkult, der noch Jahrzehnte nach den Beisetzungsfeierlichkeiten an den Gräbern zelebriert wurde.

Zu den in dieser Beziehung eindrucksvollsten Stätten zählt der hessische Glauberg, dreißig Kilometer nordöstlich von Frankfurt am Main. Zwischen 1994 und 1997 entdeckten Archäologen um Fritz-Rudolf Herrmann vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen am Südfuß dieses von Wälden umgebenen Bergs einen im Lauf der 2500 Jahre bereits weitgehend eingeebneten Grabhügel. Unter ihm stießen sie auf zwei reich ausgestattete Adelsgräber aus der Frühlatènezeit im 5. Jahrhundert v. Chr. Einem der beiden Toten hatte man neben einer kunstvoll verzierten Bronzekanne, einem Goldhalsring mit drei auffälligen Zierknospen sowie goldenen Arm- und Fingerringen auch drei Lanzen, ein Schwert und einen Schild sowie einen Bogen mit Pfeilen in seine Grabkammer mitgegeben.

Das sensationellste Fundstück war aber die mittlerweile weltbekannte überlebensgroße Männerstatue des »Fürsten vom Glauberg«, die die Ausgräber zusammen mit Bruchstücken dreier weiterer Stelen im Umfassungsgraben des Grabhügels entdeckten. Ohne jeden Zweifel stellt diese eindrucksvolle Sandsteinplastik einen frühkeltischen Adligen in voller Kriegsausrüstung dar, vielleicht sogar den Grabherrn selbst, denn das Standbild trägt die gleichen Waffen und Schmuckstücke – darunter den markanten Knospenhalsring –, wie sie auch in seinem Grab gefunden wurden.

Warum wir Halloween feiern

Für die Archäologen kaum weniger interessant waren mehrere auffällige Geländestrukturen in der Umgebung des Grabhügels. So lief von Süden her eine 350 Meter lange und zehn Meter breite Prozessionsstraße mit tiefen Seitengräben schnurgerade auf ihn zu. Auf ihr wurde möglicherweise der tote Fürst bei den Begräbnisfeierlichkeiten mit einem Zeremonialwagen zu seiner letzten Ruhestätte gefahren. Nordwestlich des Hügels wiederum legte man unweit vom Fundort der Steinplastik die Standspuren mehrerer großer Holzpfähle und eine von Gräben umgebene, elf mal zwölf Meter große Rechteckanlage frei. Nach Ansicht der Ausgräber befand sich dort eine Kultstätte, in der vielleicht auch die vier steinernen Stelen standen.

Welche Zeremonien dort einst stattfanden, lässt sich leider nicht mehr erschließen. Aufschluss darüber könnte jedoch ein ganz ähnliches, etwas größeres Rechteckheiligtum in der Nähe des Grabs der »Fürstin von Vix« am Mont Lassois in Burgund geben. Auch in dieser um 500 v. Chr. angelegten Kultanlage fanden die Ar-

Die Mistel ...

■ ... WÄCHST ALS SCHMAROTZER AUF BÄUMEN, deren Leitungsbahnen sie anzapft. Die Germanen nannten die Pflanze *mistil*. Dieser Name hat wahrscheinlich den gleichen Ursprung wie das Wort »Mist« – und zwar, weil ihre Samen durch den Kot von Vögeln verbreitet werden. Der Gattungsname *Viscum* bedeutet so viel wie Vogelleim, denn die Römer stellten aus den klebrigen Beeren Leim her. Der Artnamen *album* (lateinisch: weiß) bezieht sich auf deren Farbe.

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

AUS BRONZE, EISEN UND GOLD

besteht dieser ornamental verzierte Prunkhelm. Er stammt aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. und wurde wahrscheinlich in Picenum, im keltischen Siedlungsgebiet an der Adriaküste, angefertigt.

Archäologen Bruchstücke von Steinfiguren, und zwar einer sitzenden Frau – vielleicht der Fürstin aus dem benachbarten Grab – sowie eines sitzenden Kriegers. Darüber hinaus bargen die Forscher aber auch zahlreiche Tongefäßscherben und Tierknochen: Überreste von wiederholten Trankopfern und Kultmahlzeiten, die hier zu Ehren der Fürstin unweit ihres Grabhügels abgehalten wurden.

Ein merkwürdiges Detail des Fürstenstandbilds vom Glauberg beschäftigt die Archäologen im Zusammenhang mit diesem frühkeltischen Ahnenkult besonders: Seine merkwürdigen »Mickymaus-Ohren« nämlich, die in Wahrheit eine Kappe mit stilisierten Mistelblattflügeln darstellen. Diese so genannte Mistelblattkrone beweist, dass die Kelten schon im 5. Jahrhundert v. Chr., also ein halbes Jahrtausend vor dem Bericht des Plinius, dieser Pflanze eine besondere Bedeutung beimaßen. Solche Kronen zieren neben dem Herrn vom Glauberg auch eine Reihe anderer frühkeltischer Steinplastiken und Kleinkunstwerke, die man für Götterbildnisse hält.

Lässt sich daraus also schließen, dass der Fürst vom Glauberg nach seinem Tod von seinem Volk zum Gott erhoben wurde? Oder zumindest zu einem Halbgott, ähnlich den Heroen, die die Griechen jener Zeit verehrten? Gewiss ist derzeit nur, dass die vorgeschichtlichen Hügelgräber Irlands bis ins Mittelalter als Zugänge zu der von Göttern und Helden bevölkerten »Anderswelt« galten. Doch tummelten sich dort auch Dämonen und Geister, die zu bestimmten Zeitpunkten – besonders während des inselkeltischen Neujahrsfests Samhain in der Nacht zum 1. November – in das Diesseits eindringen. Man blieb

deshalb im Haus, entzündete Feuer und stellte den Jenseitswesen Opfergaben bereit, um drohendes Unheil abzuwehren.

Vermutlich geht auch unser heutiges Gruselfest Halloween auf diese keltischen Gebräuche zurück. Es kam im 19. Jahrhundert mit irischen Auswanderern nach Amerika und von dort in den letzten Jahren wieder nach Europa zurück. In den USA steckt man dabei den als Kobolden und Geistern verkleideten Kindern auf den Warnruf »Trick or treat!« (zu Deutsch: »Streich oder Spende!«) Süßigkeiten zu – eine Analogie zu den erwähnten Opfergaben der Kelten.

Keltischer Expressionismus

Solche Brückenschläge über die Jahrtausende hinweg sind immer ein Wagnis, und doch besteht kein Zweifel daran, dass auch schon die Kelten ihre Jenseitswelt durch ein Pandämonium von Kobolden, Geistern und Dämonen bevölkert sahen. Deutliche Hinweise darauf liefert die frühlatènezeitliche Kleinkunst des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. – die Sachkultur der vorangegangenen Hallstattzeit war an

Bilddarstellungen vergleichsweise arm gewesen. Wie aus dem Nichts heraus brach nun eine wahre Flut von Bildern, Figuren und alles überwuchernden Ornamenten über das frühkeltische Kunsthandwerk herein. Auslöser waren vermutlich die im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. stark intensivierte Handelskontakte der Kelten mit den Kulturen am Mittelmeer und die wenig später einsetzende Abwanderung ganzer Bevölkerungsgruppen nach Italien und auf den Balkan. Die Kelten waren von der dortigen mediterranen Kunst mit ihren Sphingen und Satyrn, ihren Palmetten und Lotosblüten offenbar tief beeindruckt. Doch übernahmen sie diese Vorbilder und Motive nicht einfach, sondern gestalteten sie mit einem ausgesprochenen Hang zur expressiven Darstellungsweise und zur ornamentalen Auflösung gegenständlicher Formen zu einem einzigartigen neuen Kunststil um.

Bald bedeckten wuchernde Rankenmuster und wirbelnde Kreis- und Spiralornamente die frühkeltischen Schmuckringe und Metallgefäße, füllten sich Zierscheiben und andere Blechobjekte mit ►

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

IM PANDÄMONIUM DER KELTEN
tummelten sich unzählige Dämonen und Kobolde. Ein Beispiel ist diese mit einer Fratze verzierte Fibel aus dem bayrischen Parsberg (5. Jahrhundert v. Chr.).



► meisterhaft durchkomponierten, mandalaartigen Zirkelmustern. In dieser überreichen und expressiven Ornamentik spiegeln sich vermutlich Vorstellungen vom immer wieder aufs Neue beginnenden Zyklus des Lebens und vom niemals endenden Kreislauf der Natur. Zu allem Überfluss verbargen die frühkeltischen Kunsthandwerker in diesen ornamentalen Irrgärten aber auch noch bis zur Unkenntlichkeit stilisierte Menschen- und Tierfiguren, die das Auge des Betrachters auf eine harte Probe stellen und die »das Undurchschaubare zum Grundzug der Konzeption erhoben«, wie der Tübinger Archäologe Wolfgang Kimmig treffend bemerkte.

Wesentlich eindeutiger, aber kaum weniger rätselhaft sind die bizarren Fratzen, glotzügigen Gesichter und grotesk aufgeblasenen Figuren, die uns von frühkeltischen Gewandspangen, Gürtelhaken und Zierkannen anstarren. Sie wirken wie fantastische Gestalten aus einer anderen Welt, und tatsächlich sollten sie wohl Geister, Kobolde und Dämonen darstellen. Ergänzt wurde diese bizarre Kleinkunst noch durch Fabeltiere und Mischwesen aus Mensch und Tier, die vermutlich die Begleiter bestimmter Jenseitsherrscher oder Gottheiten waren und eine für jeden Kelten bekannte Bedeutung hatten.

Angesichts dieser ungezügelten Fantasie erscheint die lakonische Bemerkung Caesars, die Kelten hätten von den Göttern »ungefähr dieselben Vorstellungen wie alle übrigen Völker auch«, zunächst unverständlich. Doch als Caesar dies in seinem Bericht »De Bello Gallico« vermerkte, waren seit dem Pandämonium der keltischen Frühzeit ja auch schon rund 400 Jahre vergangen. Caesars Feststellung wird durch eine Vielzahl steinerne Götterbilder bestätigt, die die Gallier nach ihrer Unterwerfung durch Rom im Jahr 52 v. Chr. anfertigten und die brav die üblichen römischen Götterbezeichnungen tragen. Allerdings weisen häufige keltische Beinamen wie *Lenus* Mars oder *Apollo Grannus* unverkennbar auf ihre letztlich keltischen Ursprünge hin, und auch ausgesprochen unrömische Darstellungsweisen wie Gottheiten im Schneidersitz, mit gallischen Halsringen oder einem Hammer in der Hand lassen deutlich den alten Glauben erkennen.

Leider ist die Zahl der Funde, die über den religiösen Glauben der Kelten zwi-

schen etwa 400 und 50 v. Chr. Auskunft geben, eher gering. Aus Gewässern in der Schweiz wurden einige hölzerne Kultstelen der Zeit um 100 v. Chr. geborgen, die immerhin zeigen, dass die Kelten auch damals Götterbilder kannten und dass diese, wie es der römische Dichter Lukan (39–65) formulierte, »roh und aus Holz gehauen« waren. Gleichfalls aus dem späten 2. oder frühen 1. Jahrhundert v. Chr. stammt der bedeutsamste archäologische Einzelfund zur keltischen Religion überhaupt, der »Kessel von Gundestrup«, der allerdings mindestens ebenso so viele Fragen aufwirft, wie er beantwortet.

Opfer an Teutates

Dieser aus reinem Silber gearbeitete und mit siebzig Zentimeter Durchmesser ungewöhnlich große Prunkkessel wurde 1891 von Torfstechern in einem dänischen Moor entdeckt, wo ihn vermutlich germanische Gruppen als Weihegabe an die Götter deponiert hatten. Er wurde aber mit Sicherheit nicht von Germanen gefertigt, sondern von gallischen Kelten oder thrako-keltischen Kunsthandwerkern im unteren Donaauraum, von wo aus er wahrscheinlich als Beutestück der germanischen Kimbern an seinen späteren Fundort im Norden gelangte.

Die insgesamt 13 Innen- und Außenplatten des Kessels sind mit aus dem Silber herausgetriebenen Szenen und Figuren geschmückt, die eine regelrechte Bildergalerie zur keltischen Religion und Mythologie darstellen. Sie zeigen die Porträts verschiedener Göttinnen und Götter, denen kleine Menschen oder Tiere zugeordnet sind. Diese Darstellungen bezeugen, wie komplex der keltische Götterhimmel bereits Jahrzehnte vor der Zeit des Gallischen Kriegs gewesen sein muss. Genauer identifizieren lassen sich mangels schriftlicher Erläuterungen aber nur wenige der abgebildeten Gottheiten. So zeigt etwa eine der Innenplatten den von gallorömischen Bildsteinen her gut bekannten keltischen Hirschgott Cernunnos mit seinem charakteristischen Geweih, und auf einer anderen Platte ist eine Gottheit mit einem Speichenrad als Sonnensymbol in der Hand abgebildet – vielleicht der Himmels-gott Taranis.

Besonders kontrovers diskutieren die Forscher eine Szene, die einen festlichen Aufzug von Reitern und Fußkriegeren ein-

*Aus urheberrechtlichen Gründen
können wir Ihnen die Bilder leider
nicht online zeigen.*

**AUF DEM »KESSEL VON
GUNDESTRUP«** ist zu sehen, wie ein
Riese einen Menschen in ein Gefäß
taucht. Vermutlich handelt es sich um ein
Menschenopfer an den Gott Teutates.

schließlich dreier Bläser der keltischen Kriegstrompete Karnyx zeigt. Vor diesem feierlichen Kriegeraufzug taucht ein überdimensional dargestellter Mann einen Menschen von gewöhnlicher Körpergröße kopfüber in ein Gefäß, einen Schacht oder eine Art Grube (siehe Bild oben). Manche sehen in dieser Szene eine Darstellung des so genannten »Kessels der Wiedererstehung«, der nach inselkeltischen Sagen des Mittelalters den darin eingetauchten toten Krieger zu neuem Leben erweckte. Die meisten Fachleute deuten die Szene hingegen als Darstellung eines Menschenopfers an den keltischen Gott Teutates, das nach literarischen Quellen durch Ertränken in einem wasergefüllten Gefäß dargebracht wurde.

Der dreifache Tod

In der Tat strotzen die antiken griechischen und römischen Quellen geradezu von detailliert ausgemalten Horrorberichten über grausame Opferkulte der Kelten. Für den Gott Esus sollen sie Menschen erhängt und für Taranis verbrannt haben. Mit dem Schwert hätten sie Kriegsgefan-

genen die Bäuche aufgeschlitzt, um aus ihrem Blut und ihren Eingeweiden zu weisagen, und in riesigen Figuren aus Weidenruten seien Menschen und Tiere bei lebendigem Leib verbrannt worden.

Archäologisch eindeutig nachweisen lassen sich solche grausamen Menschenopfer jedoch nur in wenigen Fällen. In einigen Keltensiedlungen wurden an exponierter Stelle – zum Beispiel vor dem Tor – Menschen anscheinend für den Bau geopfert und vergraben, und in Acy-Romance in Frankreich sowie im Genfer See fanden sich Überreste von Opfern, die möglicherweise in Ritualen durch Schläge auf den Kopf getötet worden waren. Allerdings ist die Abgrenzung zu profanen Hinrichtungen in solchen Fällen schwierig. In Nordfrankreich gab es große Siegesheiligtümer und Trophäenstätten, in denen den Göttern neben der Kriegsbeute mitunter auch die mumifizierten Leichen gegnerischer Krieger präsentiert wurden. Vermutlich handelte es sich dabei aber um bereits in der Schlacht Gefallene und nicht um Menschenopfer. Das Gleiche gilt auch für die vielfach bezeugte Sitte der

keltischen Krieger, ihren getöteten Feinden den Kopf abzuschneiden und diesen an Hauswänden oder in Gebäudenischen zur Schau zu stellen.

Der wohl eindeutigste archäologische Nachweis eines keltischen Menschenopfers fand sich 1984 in einem Moor südlich der englischen Stadt Manchester. Die Spuren an der gut erhaltenen Leiche des *Lindow Man* zeugen davon, dass der etwa 25-Jährige vor rund 2000 Jahren zunächst erschlagen und dann mit einer Schnur stranguliert worden war, bevor man ihm zum Schluss auch noch die Kehle durchschnitt. Da dieses Motiv des »dreifachen Todes« auch in inselkeltischen Literaturquellen aus dem Mittelalter erwähnt wird und sich im Darm des *Lindow Man* zudem Mistpollen fanden, erscheint in diesem Fall ein Ritualmord äußerst wahrscheinlich.

Ansonsten ist das Menschenopfer archäologisch aber nur selten belegt, während die Opferung von Tieren und Gegenständen an zahllosen Fundplätzen bezeugt ist. Die Kelten suchten dafür bevorzugt Naturheiligtümer wie markante ►

Die Sprachen der Kelten

■ Die keltischen Völker bildeten niemals einen einheitlichen Staat, waren aber neben ihrer gemeinsamen materiellen Kultur und ihren wahrscheinlich ähnlichen Glaubensvorstellungen auch durch ihre Sprachen miteinander verbunden.

Diese keltischen Idiome gehören der großen indoeuropäischen Sprachfamilie an (Abenteuer Archäologie 2/2006, S. 48) und werden archäologisch zum ersten Mal in italischen Inschriften aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. greifbar. Aus der Zeit bis etwa 500 n. Chr. sind im kontinentalen Europa vier große keltische Sprachgruppen durch zumeist kurze Inschriften oder Orts- und Personenamen bekannt: Das Gallische im heutigen Frankreich und Mitteleuropa, das Lepontische in der Zentralschweiz und im italienischen Alpenraum, das Keltiberische im heutigen Spanien und das Galatische in Kleinasien. Die geografische Ausdehnung dieser »festlandkeltischen« Sprachen, von denen schon im Mittelalter keine mehr gesprochen wurde, resultierte aus den großen Keltenwanderungen des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr.

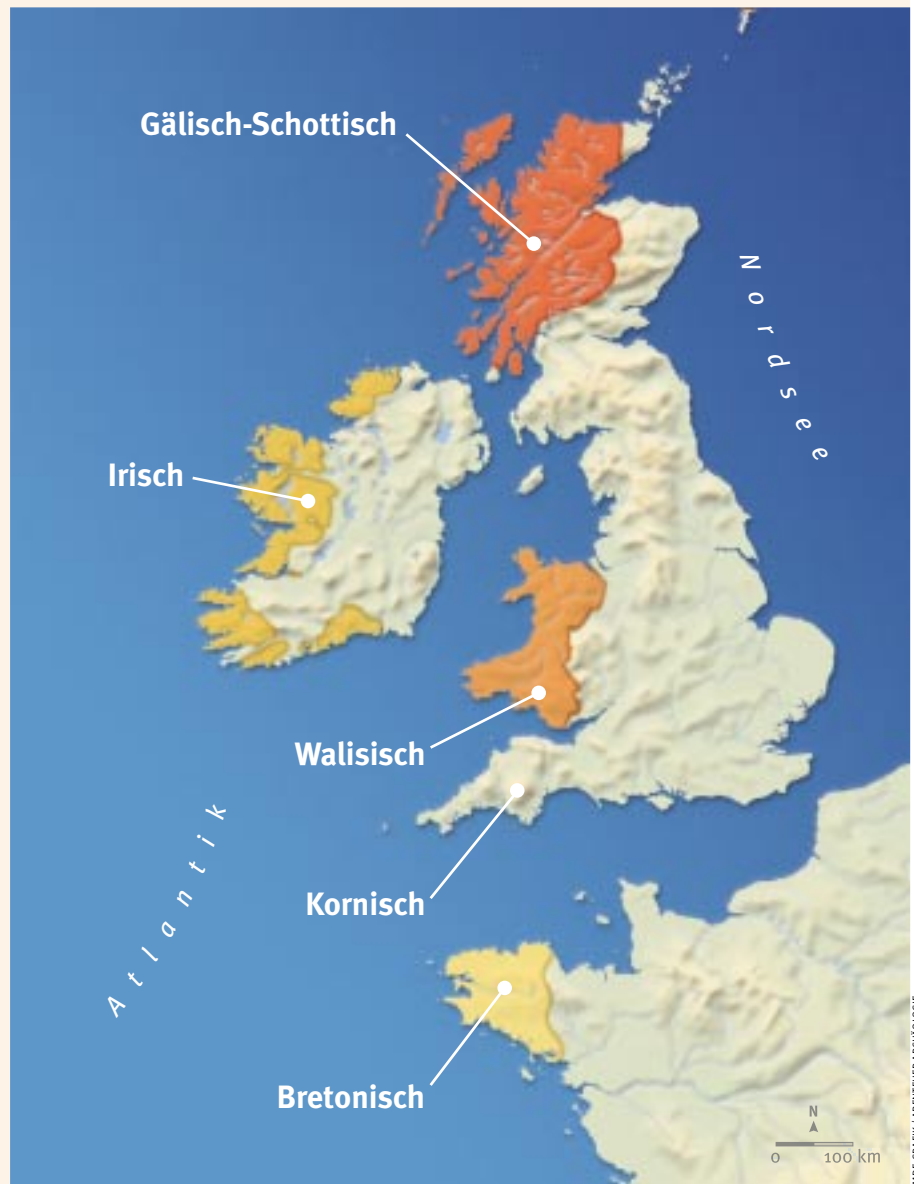
DIE KELTISCHE SPRACHFORSCHUNG befasst sich indes zum weit überwiegenden Teil mit den Sprachen der historischen Kelten auf den Britischen Inseln, die uns seit dem Mittelalter in einer Fülle von Schriftdokumenten überliefert sind und die zumeist auch heute noch gesprochen werden. Diese »inselkeltischen« Idiome teilen sich in einen gälischen – oder q-keltischen – Zweig, zu dem das Irische, das Schottische und das ausgestorbene Manx auf der Isle of Man gehören, und einen britanischen – oder p-keltischen – Zweig, der das Walisische, das Bretonische und das ausgestorbene Kornisch in Cornwall umfasst (siehe Karte).

Die noch vor hundert Jahren recht ansehnliche Zahl von Sprechern dieser letzten keltischen Sprachen ist im 20. Jahrhundert durch die Vorherrschaft des Englischen und des Französischen stark

geschrumpft, sodass heute nur noch zwischen 5000 (in Schottland) und eine Million Menschen (in Irland) sie beherrschen. Ihr Überleben ist auf diesem Hintergrund zu einem handfesten Politikum geworden, denn die wiedererstarkten Autonomiebewegungen in Wales, Schottland und der Bretagne haben die staatliche Anerkennung und Stärkung ihrer jeweiligen Regionalidome zum obersten Ziel in ihrem Kampf um mehr regionale Eigenständigkeit gemacht. Dank dieser Bestrebungen, die sich auch in organisierten Keltisch-

kursen und in der Aufzeichnung bedrohter Lokaldialekte niederschlagen, ist Wales heute offiziell zweisprachig und Bretonisch zugelassenes Wahlfach in den Schulen der Bretagne.

Ob sich dadurch das endgültige Aussterben der keltischen Sprachen jedoch verhindern oder nur zeitlich hinauszögern lässt, ist ungewiss. Die Linguisten neigen eher zur Skepsis: Nach ihrer Prognose könnte am Ende des 21. Jahrhunderts das Walisische mit seinen derzeit rund 500 000 Sprechern die einzige noch lebende keltische Sprache sein.



EMDE-GRAFIK / ABENTEUER ARCHÄOLOGIE

► Felstürme und Höhlen, Quellen und Gewässer auf, an denen sie sich den Göttern des Himmels, der Unterwelt und des Wassers besonders nahe fühlten. Zu den herausragenden Beispielen gehören die Riesenquelle bei Duchcov in Böhmen, in der Kelten im 4. Jahrhundert v. Chr. einen Bronzekessel mit 2000 Gewandspangen und Ringen deponierten, sowie der Fundplatz von La Tène am Neuenburger See in der Schweiz, an dem im 3. Jahrhundert v. Chr. mehr als 2500 Waffen und andere Sachgüter im Wasser versenkt wurden.

Keine Niederschrift der heiligen Lehren

Viele dieser Opferhandlungen dürften unter der Leitung der Druiden gestanden haben, denen Caesar zufolge zumindest in Gallien alle religiösen Angelegenheiten oblagen. Neben ihrer Oberaufsicht über den Kult erfüllten sie nach dem Bericht des römischen Feldherrn aber auch viele andere, zum Teil weltliche Aufgaben. So schlichteten sie etwa Streitigkeiten oder richteten über Verbrechen. Als höchste Strafe drohte dabei der Ausschluss Einzelner oder ganzer Gemeinschaften von den Opferhandlungen, der einer gesellschaftlichen Auslöschung gleichkam. Darüber hinaus waren die Druiden auch noch für fast alle Bereiche des Wissens zuständig. Sie befassten sich mit der Heilwirkung von Pflanzen ebenso wie mit der für das Kalenderwesen wichtigen Bewegung der Gestirne und »der Größe der Welt und des Erdkreises«, wie Caesar bemerkte. Sie waren also allseitig gebildet und verkörperten – so die Leipziger Archäologin Sabine Rieckhoff – »Universität, obersten Gerichtshof und Kirche in einem«.

Kulturgeschichtlich besonders wertvoll ist Caesars Hinweis, dass die Druiden es »für Frevel hielten, ihre Lehre aufzuschreiben«, während sie »in fast allen übrigen Angelegenheiten die griechische Schrift verwendeten«. Archäologische Befunde bestätigen diese Angabe. Zwar kannten die Kelten das griechische und später auch das lateinische Alphabet und schrieben seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. Wirtschaftsaufzeichnungen, Namensvermerke und kurze Weihe-notizen damit nieder. Ihre Glaubensvorstellungen, Mythen und das gesamte übrige gesellschaftliche Wissen gaben sie jedoch ausschließlich auf mündlichem Wege weiter. Eine solche Übergangsstufe zwischen reiner Münd-

lichkeit und Schriftlichkeit ist keineswegs ungewöhnlich, sondern kennzeichnete in vielen Gesellschaften die Anfänge des Schriftgebrauchs und ist auch aus anderen antiken Kulturen gut bekannt.

Für die mündliche Überlieferung des geistigen Erbes existierte in der keltischen Gesellschaft sogar ein eigener Berufsstand: die legendären Barden. Auch ihnen wurde in den Comic-Abenteuern um Asterix und Obelix in Gestalt des wenig begabten Sängers Troubadix ein allerdings recht zweifelhaftes Denkmal gesetzt. Die Barden unterhielten mit ihren zur Leier gesungenen Liedern nicht nur Wildschwein schmausende keltische Festgesellschaften, sondern brachten ihren Zuhörern in gereimten Epen und Erzählungen vermutlich auch die Geschichte ihres Volks, die Götter- und Heroenmythen sowie den neuesten Klatsch über aktuelle Ereignisse zu Gehör. Vor allem aber dürften sie nach dem Motto »Wes Brot ich ess, des Lied ich sing« gerne und oft auch hymnische Lobgesänge auf die Aristokraten und Häuptlinge angestimmt haben, in deren Diensten sie häufig standen und von denen sie daher in hohem Maß abhängig waren.

Die keltischen Sänger und Dichter übten zumindest auf den Britischen Inseln ihre Kunst auch noch zu einer Zeit aus, als die Druiden längst von den römischen Besatzern vernichtet oder von der christlichen Kirche verdrängt worden waren. Mit ihren Liedern trugen sie ein wichtiges Stück der antiken keltischen Kultur ins irische und walisische Mittelalter hinein, in dem diese bruchstückhafte dichterische Überlieferung auf eigentümliche Weise mit dem Christentum verschmolz. Die aus jener »inselkeltischen Renaissance« hervorgegangene christlich-keltische Mischkultur wiederum inspirierte im 18. und 19. Jahrhundert zahlreiche irische und britische Literaten und Gelehrte zur Suche nach ihren keltischen Wurzeln. Als Erbe der Barden konnte so zumindest ein Abglanz der einst so mächtigen keltischen Kultur bis in unsere Zeit überleben. ◀

MARTIN KUCKENBURG studierte Vor- und Frühgeschichte und arbeitet als Sachbuchautor für Archäologie und Kulturgeschichte in Tübingen. Von ihm erschien 2004 im Konrad Theiss Verlag Stuttgart: »Die Kelten in Mitteleuropa«.



ZUM SPIEL SEINER LEIER
sang der Barde über die Geschichte seines Volks oder verbreitete den neuesten Klatsch. Diese Steinfigur ist gut 2100 Jahre alt und wurde bei Paule in der Betagne gefunden.

MARTIN REES, HELBRONN

DER KELTENFÜRST VOM GLAUBERG

BIS SEPTEMBER 2007

HESSISCHES LANDESMUSEUM
DARMSTADT

Friedensplatz 1, D-64283 Darmstadt
Tel.: 06151 165703
Internet: www.hlmd.de

ÖFFNUNGSZEITEN:

Dienstag bis Samstag von 10.00 bis 17.00 Uhr,
Mittwoch von 10.00 bis 20.00 Uhr,
Sonntag von 11.00 bis 17.00 Uhr

AUSSTELLUNGSKATALOG:

Der Fürst vom Glauberg. Von Holger Baitinger und Bernhard Pinsker (Hg.).
Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2002

